

Die Cholera.

Dr. R. S. Jennings, ein englischer Arzt, der in Alexandria und anderen ägyptischen Städten interessante Studien über den Ausbruch und die Verbreitung der Cholera gemacht hat, sagt in der Londoner „Pall Mall Gazette“ eine außerordentlich große Ausbreitung der Seuche über England voraus. Die Cholera-Epidemien sind bisher mit großer Regelmäßigkeit auf einander gefolgt, als wenn angenommen wird, dass die Krankheit bisher nach Ägypten verbreitet worden ist, hat sie auch England heimgeführt. Zwischen ihr und der asiatischen Cholera existiert ein Unterschied sowohl was das Wesen als was den Weg anlangt, den die Seuche einschlägt. Die nach Ägypten vordringende Cholera entsteht meist in Hahij, in der Nachbarschaft von Mecca, unter dem Wendepunkt des Krebses, mitunter in Mecca selbst und dringt im Jahre der Entstehung selbst oder aber in dem nachfolgenden nach Ägypten vor. Im Jahre 1831 verbreitete sich die Cholera von Mecca über Ägypten in nordwestlicher Richtung nach England. Im Jahre 1837 brachte sie zwei Jahre, um von Hahij nach Großbritannien vorzudringen. 1848 haben wir die Seuche in Mecca, Ägypten und England, 1854 von Hahij ausgehend, Ägypten verhältnismäßig wenig, England stärker heimgesucht, 1865 in Mecca, Ägypten und England, 1871 in Hahij beginnend, aber in Europa bis jetzt nicht vordringend. Aus den Zahlen der Jahre, in denen die Cholera in Europa erschienen ist, ergibt sich, dass dieselbe alle 6 resp. 11 Jahre wiederkehrt und alle 17 Jahre besonders verheerend aufgetreten ist.

Die Jahre, in denen das letztere der Fall war, find 1831, 1848, 1865 und 1882. Aufgetreten ist die Cholera im letzten Jahre in Hahij und Mecca und das dieselbe erst 1883 in Ägypten in größerem Umfange beobachtet wurde, ist auch in früheren Jahren schon dagewesen, wie aus dem Vorstehenden hervorgeht. Wie können daher (?) für das laufende Jahr nicht nur die Seuche, sondern sogar eine besonders heftige Epidemie mit Bestimmtheit erwarten. Es ist kein Fall bekannt, in dem die Krankheit in Ägypten gebauft habe, ohne sich über das südliche und westliche Europa zu verbreiten. Weiter müssen wir aus der diesmal vergrößerten Verbreitung nach Ägypten auf ein so heftigeres Auftreten schließen.

Bei anderen Epidemien hat sich die Krankheit in wenigen Monaten bis nach Europa verbreitet. Am 25. März 1865 kam in Mecca die erste Erkrankung vor, bereits am 2. Juni desselben Jahres brach die Krankheit über Alexandria herein, forderte in ihrem raschen Verlaufe in Ägypten 60,000 Opfer, erreichte bereits am 11. Juni Europa und am 11. September England. Die Krankheit, welche über Ägypten nach Alexandria vordringt, sollte sonach nicht die asiatische, sondern die arabische Cholera genannt werden. Die asiatische — in Indien ausbrechende — Cholera hat bis England: einen viel weiteren Weg zurückgelegt und erschöpfte sich meist in Rußland oder schon in Rußland. Bis England und zwar in den nördlichen Teil desselben, ist die asiatische Cholera nur einmal vorgekommen, im Jahre 1831. Es ist daher durchaus unrichtig, daß die Entstehung der Cholera in allen Fällen bis an den Ganges zurückgeführt werden könne. Die Cholera, welche gegenwärtig Europa bedroht, ist nicht von Asien, sondern ausschließlich von Arabien ausgegangen und meine Befürchtung, daß dieselbe sich in diesem Jahre über die ganze Erde verbreiten wird, wird nur dann als unbegründet erscheinen, wenn die getroffenen Sanitätsmaßregeln sich als wirksam erweisen sollten, als ich zur Zeit noch voraussetze.

Gegen.

In London wurde Ende vorigen Monats eine Partie werthvoller Saiteninstrumente versteigert, die zu dem Nachlasse eines reichen Musikinstrumentenbesizers gehörten. Einige derselben brachten außerordentlich hohe Preise. Eine Stradivari aus dem Jahre 1687, früher Eigentum des bekannten Dieb, wurde mit £500 bezahlt. Eine Violoncello Guarnieri aus dem Jahre 1738 wurde für £390 losgeschlagen, während Violinen von Carlo Bernoni und Jacob Steiner Preisgebote von £75 und £95 und ein Cello von Francisco Ruggieri, früher Eigentum des Königs Georg II., £330 erzielten. In demselben Nachlasse befanden sich Statuetten aus altem Sèvres und Meißner-Porcellan, die bis zu £1000 das Stück bezahlt wurden. Während Gegenstände der letzten Art ihren hohen Preis lediglich ihrer Seltenheit und häufig dem Umfange verdanken, daß sie sich früher im Besitze berühmter Persönlichkeiten befanden, beruht der hohe Werth der Violoncelloinstrumente von Geigenmachern aus der alten italienischen Schule, der Amati, Guarnieri, Stradivari, sowie aus der Tyroler Schule, namentlich des Jacob Steiner und Rios, auf ihrer Vortrefflichkeit, die von den Instrumentenbauern der Neuzeit nicht erreicht, geschweige überboten worden ist.

Die Gegenwart liefert gute Geigen zu außerordentlich niedrigen Preisen; in Paris bildet die Nachahmung alter Geigen einen besonderen Zweig dieses Geschäfts. Dieselben werden so täuschend ähnlich hergestellt, daß selbst der Fachmann echte Geigen aus den genannten Schulen und die Nachahmungen derselben nach ihrem Äußeren nicht von einander unterscheiden und durch den Ton so lange getäuscht werden kann, als er

die neuen Geigen allein hört. Neben einer wirklichen Geige aus den alten Schulen tritt dagegen die Kraft, Fülle, Klarheit und Reinheit des Tones der letzteren so auffallend hervor, daß selbst der Laie diesen Vorzug unschwer heraus hört. In dem Alter der Geigen selbst an und für sich ist derselbe nur von sehr geringer Theile begründet, liegt vielmehr in der Hauptfache darin, daß die alten Geigenmacher, welche der Violone ihre gegenwärtige, „moderne“ Form gaben, nach ganz bestimmten, gewissermaßen mathematischen Regeln gearbeitet haben. Sie theilten das Instrument in 58 — mitunter 69 — streng abgegrenzte Unter-Abtheilungen und das Geheimniß der vollkommenen „rechten“ Ausführung jedes einzelnen Instruments scheint verloren gegangen zu sein. Wir besitzen genau so gutes Material wie die alten Meister, aber die Geigen der letzteren werden nicht nur deswegen so theuer verkauft, weil sie alt und selten, sondern aus dem sehr vernünftigen Grunde, weil sie besser sind als alle anderen Saiteninstrumente.

Auch in den Wäldern bei Ebenandoo, B., ist jetzt eine wilde Frau entdeckt worden. Kinder, welche im Walde Beeren pflücken, wollen dieselbe gesehen haben, wie sie einen rohen Vogel verzehrte. Als einige Knaben sich ihr zu nähern versuchten, sprang sie nur mit wenigen Ueberresten von Kleibern versehene Frau in das Dickicht. Man glaubt, daß die Frau eine derjenigen irdischen Personen ist, welche bei dem Brande des Armenhauses in Dauphin County entkamen, seitdem verschollen sind, und von denen man annahm, daß sie in den Flammen umkamen.

Wieder ein Monopol.

Zur selben Zeit, da durch den Sturz der Telegraphen Aktien die Aufmerksamkeit des Publikums von Neuem auf die Verwässerung der Western Union-Aktien gelenkt wird, kommt die Nachricht, daß die Telephongesellschaften Neu-Englands das Verlangen nach einem durch eine neue „Combination“ auch das Telephonwesen monopolisiren wollen. Leider ist ihnen dabei eine Entscheidung der Gerichte, daß das Prinzip der Uebermittlung mündlicher Worte durch elektrische Drähte patentirt sei, und folglich keine andere Art von Telephon in Anwendung kommen dürfe.

Die „Anlage“ der Western Union, d. h. ihre Maschinen, Leitung u. s. w., kann nach dem Urtheil Sachverständiger in ebenso großer Vollständigkeit für allerhöchstens \$15,000,000 hergestellt werden. Mehr hat sie auch in der That nicht gekostet, da aber die Gesellschaft in der Lage ist, \$5,600,000 Dividende jährlich zu verteilen, so befürchtete sie, daß eine so riesige Verzinsung ihres Aktienkapitals die Forderung nach Herabsetzung der Dividendenpreise erzwängen könnte. Sie „verwässerte“ also das Capital auf \$80,000,000, d. h. sie gab Aktien bis zu dieser Höhe aus, die keine eigentlichen Werthe darstellen, gewissermaßen in der Luft schweben. Jetzt ist es so, als ob die Gesellschaft nur 7 Prozent Dividende zähle, während es thatsächlich etwa 40 Prozent sind. Weniger als 7 Prozent, sagt sie dem lieben Publikum, sollten wir doch wohl nicht verdienen. Ihr steht also selbst ein, daß wir die Dividenden nicht billiger machen können.

Ganz denselben Schwindel wollen jetzt die Telephongesellschaften in Neu-England versuchen. Das Telephon ist bekanntlich noch sehr jung. Als es zuerst eingeführt wurde, war jedes „Exchange“ ein unabhängiges Unternehmen, dessen Aktien gewöhnlich in den Händen derer waren, die sich der Leitung bedienten. Bald entdeckten einige dieser Aktionäre, daß sich durch „Combination“ Geld verdienen ließe, worauf sie zunächst Telephonanlagen in einigen Nachbarkreisen aufkauften und sich allmählich auch nach den mittleren und südlichen Staaten ausbreiteten. Es entstanden auf diese Weise verschiedene große Gesellschaften, die augenblicklich so riesige Gewinne erzielen, daß sie, um dem Verlangen nach Herabsetzung der Preise zu entgegen, sich mit einander verschmelzen und bei dieser Gelegenheit die Aktien veräußern müssen. Eine Gesellschaft in Maine machte solche Schritte, daß sie ihren Aktionären eine sogenannte Aktiendividende von 200 Prozent gab, trotzdem aber noch 5 Prozent Jahresdividende zahlte, d. h. also, sie gab jedem Aktionär, der einen Anteil von \$100 hatte, einen solchen von \$300, damit es nicht aussehe, als ob das Capital sich mit 15 Prozent verzinsse. Andere Gesellschaften zahlten 12 Prozent, und da der Gewinn von Jahr zu Jahr steigt, so liegt die Gefahr nahe, daß die Kunden eine Preisverminderung fordern werden. Die neuenglandischen Gesellschaften, deren Anlagen vielleicht \$3,000,000 werth sind, wollen sich in ein großes Monopol verschmelzen und Aktien im Nennwerthe von \$15,000,000 ausgeben. Wenn sie dann 6 Prozent Dividende erklären, so verzinst sich ihr ursprüngliches Anlagecapital thatsächlich mit 30 Prozent. Sie erhalten dadurch Mittel, sich über das ganze Land auszudehnen und ein Riesenmonopol zu schaffen, das dem der Western Union gleichkommt.

Schiffen für Brasilien.

Die Nachricht, daß die brasilianische Regierung 20,000 Chinesen einzuführen beabsichtige, erinnert einen gewissen Kenner der einschläglichen Verhältnisse daran, daß die ersten Chinesen, die in historischen Zeiten nach Amerika kamen, in Brasilien gelandet wurden. Als Don Joao VI., König von Portugal, Algarve und Brasilien, seinen Wohnsitz in Rio de Janeiro nahm, dachte er daran, das neue Land zu verbessern. Da die Portugiesen zu jener Zeit nicht nur große Colonien im Osten hatten, sondern auch im Tschadsee die erste Rolle spielten, so lag der Gedanke nahe, in dem westlichen Riesenreiche die Thee- und Pfeffer-Produktion zu versuchen. In Folge dessen brachte 1810 Graf Linhares, Premier-

minister der in Brasilien wohnenden portugiesischen Regierung, mehrere hundert Chinesen aus den thebenischen Distrikten des Innern nach Brasilien. Die Thee- und Pfeffer-Produktion in den südlichen Provinzen vortheilhaft, die chinesische Colonie aber nicht, und nach 30 Jahren war von ihr kaum noch eine Spur zu finden. Da die Schifffahrt billiger war, als selbst die chinesische, so wurden neue Versuche mit der Schifffahrt unternommen, bis 1850 der Sklavenhandel abgeschafft wurde. Dann riefen die brasilianischen Pflanzler gerade so, wie Ende des vorigen Jahrhunderts die virginischen, daß sie ohne in Afrika gestohlene Paupers nicht bestehen könnten. Die Regierung, um sie zu beruhigen, beauftragte verschiedene Contractoren, Paupers aus Europa und China herbeizuführen. Natürlich haben die Contractor nur auf das Kopfgeld, nicht auf den Charakter der von ihnen angelockten Leute, und so waren denn die europäischen „Einwanderer“ größtentheils werthlos. Die Chinesen aber schienen den Pflanzern nicht genügend. Sie wußten, daß sie keine Sklaven wären, hatten Vaterlandsliebe und das Verlangen, heimzukehren, befehlten Geschäft und Sparsinn und wandten sich daher sehr bald den Städten zu, wo sie als Wäscher, Händel u. s. w. Geld verdienen konnten. Seitdem ist die Sklaverei stufenweise aufgehoben worden, die Zahl der Sklaven nimmt fortwährend ab, und die Pflanzler werden sich daher wohl dazu entschließen müssen, ihren Arbeitern ein gewisses Maß von Achtung zu beweisen. Vielleicht werden sich unter den neuen Verhältnissen die 20,000 importirten Chinesen als Arbeitserhalter erweisen, obwohl die Erfahrungen der Ver. Staaten dies höchst unwahrscheinlich machen. Zur Thee- und Pfeffer-Produktion für Brasilien viel besser geeignet.

Vom Schielen.

Ein schielender Augenarzt dürfte eine Seltenheit sein, und doch hat einer der bedeutendsten Augenärzte in New York ungewöhnlich stark geschielte, bis er erst vor wenigen Jahren durch eine gelungene Operation vor diesem Leiden befreit worden ist. Den Zustand eines so hochgradigen Strabismus Leidenden schildert derselbe wie folgt:

Bei dem Schielen ist weder die Beeinträchtigung des Sehvermögens bedeutend, noch ist körperliches Schmerzgefühl oder Uebelbefinden damit verbunden, um so größer aber ist das seelische Unbehagen, welches es verursacht. Nichts liegt dem Menschen näher, als etwaige Fehler und Gebrechen zu verdecken, zu verbergen. Schlechte Zähne oder eine mißgestaltete, barlose Oberfläche verbergen wir unter künstlichen Schmuckstücken, in der leeren Beinkleider oder Radmäulchen stecken wir künstliche Beine oder Arme, durch Watte, Posten, Kissen heucheln wir die etwa gewünschte Fülle, von Schminke und Puder borgen wir interessante Blässe oder das Incarnat blühender Gesundheit. Künstliche Rajen und Ohren aus Wachs müssen verbessern, was die Natur nicht nach Wunsch geschaffen, aber kein Mittel giebt es, das Schielen zu verbergen. Und doch liegt in den Augen das Herz, sind die Augen die Spiegel oder richtiger die Fenster der Seele, verrathen sie unsere Reigungen, Leidenschaften, Gefühle, Stimmungen. Einem Schielenden können wir nicht, ein Schielender kann uns nicht in den Augen lesen. Das Auge des Freundes kennen wir, und an Fremden fällt uns zuerst das Auge ins Auge. So zieht der Schielende durch dieses Gebrechen, das ihm selten angethan ist, für das er vielmehr meist sehr heftig gebührende Aufmerksamkeit auf sich, und er weiß dies. Die Leute sprechen mit ihm, als wüßten sie nicht recht, wie sie mit ihm daran sind und die Kinder fragen ihn, was er denn für hässliche Augen habe. Dies macht ihn mißmüthig, läßt ihn die Gesellschaft fliehen, bringt ihn mitunter sogar um das Glück der Liebe und Ehe. Ich weiß ein Lied davon zu singen. Ich hatte, schon bevor ich mit Erfolg operirt wurde, eine ausgezeichnete Praxis und es wahrlich diesem Umstande zu verdanken, daß ich trotz meines Schielens die Liebe eines schönen Mädchens gewann. Meine Braut war, ganz beiseite ausgedrückt, ein Engel. Vier Wochen vor der festgesetzten Hochzeit nahmen wir an einer „Surprise-Party“ in dem Hause eines verheiratheten Freundes Theil. Meine Braut und ich hatten uns in ein lauschiges Nebenzimmer zurückgezogen, in dem sich nur noch eine Dame und ein Herr befanden, die uns gegenüber Platz genommen hatten. Wir sprachen natürlich von der Zukunft und meine Liebe ruhte entzückt auf dem geliebten Mädchen. Da hörte plötzlich der Herr gegenüber mit einer Stimme, die das Stimmengewirr aus den benachbarten Zimmern überborte: „Wenn Sie nicht aufhören, die Dame an meiner Seite so unverschämte angucken, so sollen Sie sehen, was passiert.“ — „Du lieber Himmel!“ — erwiderte ich gelassen — „ich habe ja keinen Blick von meiner Braut abgewandt.“ — „Das machen Sie einem Andern weis, diese Dame hier haben Sie durch Ihr seltsames Angucken beleidigt.“

Dabei wurde der Mensch so wüthend, daß er schrie, wie wenn er ein Messer sähe. Die Gäste kamen aus den benachbarten Zimmern herbei und ich mußte bald mit meinem rechten und bald mit meinem linken Auge die Wahrnehmung machen, daß sich mehr Schadenfreude, als wirkliches Mitleid in dem Bedauern ausdrückte, das man über das Mißgeschick äußerte. Es war peinlich, kam aber noch viel schlimmer. Meine Braut wurde von jenem Abend an trüblich, und als ich sie in einer Aufwallung von Ehemännlichkeit fragte, ob sie wüßte, daß ich ihr Wort zurückgebe, sagte sie mit entsetzlicher Bereitwilligkeit: Ja. Sie hat einen reichen Apotheker geheirathet. Der

Mann hat krumme Beine und Klumpfüße, aber das muß ich sagen, er schielt nicht. Das Schielen ist bekanntlich diejenige fehlerhafte Stellung der Augen, bei der die Sehorgane beider Augen nicht in gleicher Richtung zusammenfallen, sondern das eine Auge immer auf einen anderen Punkt gerichtet ist, als das andere. Man unterscheidet das Schielen nach innen, außen, oben und unten. Eine besondere Art des Schielens ist das Schiefsehen, bei dem der Augapfel in einer einzigen Stellung gehalten wird, die er nicht mehr verlassen kann. Ein leichterer Grad des Schielens ist der sogenannte falsche Blick.

Das Schielen ist im Anzuge durch Uebung und Gewöhnung, am sichersten und leichtesten jedoch durch die in den meisten Fällen beinahe schmerzlose Operation zu beseitigen, bei welcher derjenige Augenmuskel, welcher durch seine Thätigkeit das Auge aus seiner richtigen Stellung bringt, theilweise durchschnitten wird, so daß nur noch ein Theil seiner Fäden die Drehung des Auges bewirkt. Die Operation hat selten gar keinen, häufiger nur vorübergehenden Erfolg. Die erste Schieloperation hat der große deutsche Arzt Dieffenbach im Jahre 1839 ausgeführt. Den Butler schielt bekanntlich sehr stark, in wenigen Minuten konnte er von diesem Gebrechen befreit sein.

Der Opium-Ring.

In St. Francisco, Cal., treibt ein Opium-Ring sein Wesen, dessen Mitglieder durch ihre mit ungläublicher Frechheit durchgeführten Schmuggelgeschäfte zu großem Reichtum gelangt sind. Im Januar 1882 wurde geschmuggeltes Opium im Werthe von \$30,000 mit Beihilge belegt. Vier Mitglieder des Rings wurden von den Großgeheimen betrügerischen Operationen zum Nachtheile des Bundes-Schatzes angeklagt. Einer derselben hat die Stadt verlassen, die übrigen drei wurden verurtheilt, appellirt aber an das Bundes-Rechtsgericht und vor diesem schwebt gegenwärtig der Proceß. Schatzamt-Secretär Folger hat zwei fähige Geheimpolizisten mit Unterstützung der Bundesbeamten beauftragt und auf Grund des von diesen zu Tage geförderten Beweismaterials hat soeben die Grand-Jury Joseph F. O'Beir e angeklagt, während seiner amtlichen Thätigkeit als Bundes-Commissär eine Bestechungssumme von \$1,200 angenommen zu haben. Der Angeklagte ist gegenwärtig Hülfs-Schreiber in demselben Bundes-Rechtsgericht, vor dem der erwähnte Proceß anhängig ist. Eine weitere Anlage wegen Bestechung von Bundesbeamten wurde gegen James Hartman, den reichsten Mann in Santa Cruz Co., erhoben; der letztere wurde unter \$7,500, O'Beir unter \$2,500 Bürgschaft gestellt. Die Detectives erlaßten, daß ihnen in ihren Ermittlungen von verschiedenen Bundesbeamten alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden, und man erwartet allgemein, daß in der nächsten Zeit noch weitere Anlagen gegen Bundesbeamte wegen Begünstigung des Treibens des Opium-Ringes werden erhoben werden.

Vom Inlande.

Während der Fleischer J. B. M. in der Nähe des Frontier-Hotels flüchtig abhielte, brach er durch die morschen Dielen, fiel in die unter der Küche befindliche Kiste und erkrankte. Der Besitzer des Hotels meinte in der Untersuchung vor dem Coroner, es habe ihn schon lange gewunden, daß nicht bereits früher Jemand durch die Dielen gebrochen sei.

In Fretz, Tex., wird das Papiergeld der Confederaten für voll genommen, wenigstens hat dieser Tage ein Fabriger, der für 25 Cents Bieram verzehrt hatte, \$19.75 auf eine derartige Zwanzigdollar-Note in gutem Gelde herausbekommen.

Auf der Insel St. Simons, Ga., gedeihen die Oliven vortreflich und das aus denselben gewonnene Del steht dem in Frankreich und Spanien gebauten nicht im Entfernense nach. Der Preis des Oels schwankt zwischen \$6 und \$8 für die Gallone.

Ein Mann in Todd Co., Kent., hat einen Bart, der 29 Zoll lang ist und läßt sich noch mehrere Zoll wachsen; er pflegt denselben künstlich zu arrangiren, ähnlich wie die Frauen das Kopfsaar.

In Orange, Mass., schlug dieser Tage der Blitz in das Schlafzimmer des Hauses von Walter Reynolds, in welchem die Frau des letzteren mit ihrem Schooßkinder in der Wiege lag. Der Hund wurde getödtet, die Frau nicht im Mindesten verletzt.

Der Vertrag der Schur der Navajo-Indianer gehörigen Schafe erreicht in diesem Jahre die Höhe von 300,000 Pfund.

Im New Yorker Postamt wurden am vorigen Mittwoch folgende Artikel, welche den Bestimmungen der Gesetze zumider der Post zur Beförderung übergeben worden waren, mit Beschlag belegt: 1 Meerjungfische, 1 dito Cigarrenpfeife, 140 goldene Ringe, 10 Fußnadeln, 14 Paar Ohrringe und eine Partie Epiken und feine Handschuhe.

Der Farmer J. A. Wright bei Moravia, Cayuga Co., N. Y., bemerke dieser Tage, daß eine große Menge Vögel ängstlich die Krone eines Pflaumenbaumes in seinem Garten umflatterte. Beim Näherzutreten entdeckte er in der Höhe von 20 Fuß über dem Boden eine 2 Fuß lange Schlange, die im Begriffe war, einen aus einem Nest genommenen jungen Vogel zu verschlingen. Der Farmer löschte die Schlange durch einen Schuß.

Vorige Woche verschaffte sich ein Färber, der nur mit weißem Hemde und Beinkleidern von derselben Farbe bekleidet war, Eingang in die

Boothung des farbigen Ehepaars Brode in San Antonio, Tex., das friedlich in seinem Bette schlummerte. Der Eindringling wühlte in Kisten und Kästen nach etwaigen Werthgegenständen umher, als Madame Brode zufällig erwachte. Sie hielt die weiße Gestalt für den Geist eines gewissen Polinsky, der vorher das Zimmer bewohnt hatte und darin geflohen war, sprang aus dem Bette, kniete nieder, betheuerte sich und rief alle Heiligen um ihren Schutz an. Der Dieb sah, daß die Situation ihm günstig war und fuhr in seiner Arbeit fort. Das quälende Geräusch, welches das Herausziehen des Pfrops aus einer Wischflasche verursachte, drang so bekannt an das Ohr des Herrn Brode, daß auch er erwachte, ebenfalls aus dem Bette sprang, niederkniete und der Gattin im Bete secundirte. Ueber dem Bette hing ein geladenes Gewehr, aber unbedacht nahm der Dieb die wenigen Gegenstände von Werth, die er gefunden, an sich und verließ das Zimmer.

Die Stadt San Francisco bezahlte für ihre aus 5,000 Gasflammen bestehende Straßenbeleuchtung jährlich \$225,000. Im Frühjahr hatte bekanntlich die Ebbe in der Stadtkasse die Nichtzahlung der fälligen Vierteljahres-Rate veranlaßt und die Straßen lagen Monate lang in nächtlichem Dunkel. Am 1. Juli wurden die Straßenlaternen zum ersten Male wieder angezündet und die Leute freuten sich der nicht mehr gewohnten Helligkeit, wie damals als die Straßen zum ersten Male im Scheine der Gasflammen erglänzten. San Franciscoer Zeitungen behaupten jetzt, die Zahl der räuberischen Anfälle, Diebstähle und ähnlicher Eigenthumsverletzungen des groß- und kleinstädtischen Lebens sei in den finsternen Nächten geringer gewesen, als vorher in den erleuchteten. Die Erklärung, die sie hierfür anführen, weist auf die Straßen der Stadt ein eigenenthümliches Licht, sie sagen nämlich, die Herren Straßenräuber hätten gemerkt, daß ihnen bei einem mißlungenen Anfälle die Beschaffenheit des Pfalters die Flucht im Dunkeln unmöglich mache würde.

Aus Silberton in Colorado wird gemeldet, die sämtlichen Bewohner in den „rothen Bergen“ seien über die Entdeckung reicher Erzlager in der „National Belle Mine“ in Aufregung. Man betrachtet allgemein die Mine als die beste nach der „Yankee Girl Mine“. Der Tunnel in der „National Belle“, die etwa eine halbe Meile von der „Congress Mine“ und eine halbe Meile von der Ortschaft Red Mountain entfernt liegt, ist nur 40 Fuß lang. Die Wälder des Tunnels ruhen zum Theil in Nischen von reichhaltigem Metall. Vor einigen Tagen hat man einen soliden Körper von Mineral, nach der Schätzung von 200 Fuß lang und 100 Fuß breit, entdeckt. Dies ist unstreitig das reichste Erzlager, das in jener Region entdeckt wurde. Sachverständige wägen schätzen den Werth des in Sicht befindlichen Metalls auf \$1,000,000. Angeblich beträgt die Zahl der Prospektoren in den „rothen Bergen“ etwa 3000. Bis zur Mitte des nächsten Monats wird sich diese Zahl mehr als verdoppelt haben.

Eines der ältesten Gasthäuser in Pennsylvania ist das „Bud Horn Hotel“ zu Hohenfeld, im unteren Theile von Lehigh County. Dasselbe wird schon mehr als 104 Jahre als Wirthshaus benutzt. Der Name „Bud Horn“ kommt daher, daß gleich nach Errichtung des Hauses ein paar riesige Elenthörner von Buffalo, N. Y., dorthin gebracht und auf den Schilddrüsen gesteckt wurden. Die merkwürdige Zierde blieb unversehrt bis zum vorigen Jahr, als eines der Hörner abbrach. Nahe dem Wirthshaus steht ein Meilenstein, der die Jahreszahl 1774 trägt und die Entfernung nach Philadelphia zu 43 Meilen angibt.

In Weatland, N. H., herrscht unter den Frommen des Südens ungeheure Aufregung. Kürzlich brannte ein in der Mitte der Stadt gelegenes Prostitutionshaus — wahrlich in Folge von Brandstiftung durch die entwürferten Nachbarn — nieder. Unter den Gegenständen, welche die Wirthin befehlte Rettung derselben auf die Straße warfen, befand sich auch ein Buch, in welchem die Namen der Besucher des Hauses, die Daten ihrer Besuche und die Beträge ihrer Ausgaben eingetragen sind. Dieses Buch ist in die Hände lustiger junger Leute gerathen und diese quälten eine Anzahl alter Eulder, die die Maske vollendeter Ehrbarkeit bisher mit Erfolg getragen haben, bis auf's Blut.

Vom Auslande.

Aus Lissabon wird berichtet, daß ein dortiger Bürger ein polizeiliches Strafmandat erhielt, weil er seine beiden Kinder im Alter von 12 und 14 Jahren in eine Theatervorstellung mitgenommen hatte. Das Kammergericht hat als dritte Instanz die Sache, nach dem schon zwei Freisprechungen erfolgt sind, an die erste Instanz zurückverwiesen. Wie wir erfahren, haben dem Vater nun noch weitere Polizeistrafen bevor, da seine Kinder schon wieder verdolene Schaufstellungen erlebt haben. Dieselben haben nämlich erstens das traurige Schauspiel gesehen, daß ihr Vater einer unzeitgemäßen Vordruff wegen in langwierige Proceßhandlungen verwickelt wurde, und sind zweitens Zeugen eines netten Polizeischauspiels gewesen.

Nach zu Lebzeiten des Deutschenkessers, des General Stobeleff, veranlaßte, daß er in seinem Testament einen Theil seines über zwei Millionen Rubel betragenden Vermögens Wohlthätigkeitszwecken zuwenden werde; namentlich sollten Volksschulen und ein Invalidenhaus auf dem Gute Spasskoffe gegründet werden. Nunmehr bezeugt ein Herr R. in einer Aufschrift an die „Now. Wr.“, daß das Testament wirklich vorhanden ist und gibt genau an, durch weissen Hände — es sind deren sehr

viele — es gegangen. Indessen hätten sich die Erben Stobeleffs, seine Geschwister, in das ganze Vermögen bereits getheilt; das Testament, das übrigens aber ohne Beobachtung der gesetzlichen Formalitäten niedergeschrieben worden war, soll jedoch noch seiner Vertheilung vorgelegt worden sein und zu den angegebenen Wohlthätigkeitszwecken wäre nichts verwandt worden.

Der Präsident des Gerichtshofes zu Kurratich in Indien hat am vergangenen 24. Mai, dem Geburts-tage seiner Souveränin, der Königin Victoria, aufs Gerathewohl irgend einen Delinquenten hängen lassen. Die indischen Blätter sind wüthend über das Benehmen des Präsidenten und fordern dessen Absetzung.

Es ist vor geschlagen, den Tornister des deutschen Soldaten auf dem Marsche um 3 bis 4 Pfund Gepäck zu erleichtern. Aber nicht etwa, um seine Anstrengungen im Felde zu erleichtern, sondern um ihm zu den 80 Patronen, welche er schon tragen muß, ein Duzend mehr aufbauen zu können. Dagegen wird empfohlen, dies dadurch zu vermeiden, daß man jedem Bataillon zwei, statt eines Patronenwagens folgen läßt.

Aus Natal im Zululande bringen englische Blätter folgende Nachricht: Die Weiber eines Hauptlings erhielten die Meldung, daß derselbe in einem Gefechte gefallen sei. Sie erhoben sogleich ein lautes Wehklagen, und ein Weib ging in ihrer Trauer so weit, daß es sich das Hauptthaar und die Augenbrauen scheeren ließ. Wie weiter gemeldet wird, lebte der Todtgeblatene wohlbehalten zurück, und sein Erbes war, daß er die Gefohrene, die wahrhaft jämmerlich aus sah, aus dem Hause jagte.

Am 5. Juli fand in Karlsbad die Feier der Entfaltung des Gölthe-denkmal in weiswollener Weise statt. Heinrich Laube hielt die Festrede. Abgeordneter Dr. X. legte am Monumente im Namen von Ulrich v. Seckow, Goethe's letzter Liebe, die er in Karlsbad kennen lernte, mit einer kurzen Ansprache voll ruhrender Stimmung einen Kranz nieder. Noch sprachen Professor Seegen und Bürgermeister Knoll. Die Stadt war mit österreichischen und deutschen Fahnen festlich geschmückt, die Häuser, in denen Goethe gewohnt, bekränzt. Die Büste Goethe's von Sonnborfer ist meisterhaft.

Republikanische Richter haben sich in Frankfurt erlaubt, erlauchte Aristokraten zu züchtigen. Ein Graf de la Roche-Saint-André, der sich die recht reactionäre Gemüthsart erworben hatte, in seinem eigenen Garten eine Bombe zu legen, um seine Mißbäuer durch das Dynamitgepöhl zu erschrecken, ist zu 200 Frs. Strafe verurtheilt worden. Dagegen ergriß er bei dem Appellhof zu Poitiers Recurs, dieser befristete die Geldbuße und legte noch fünfzehn Tage Gefängnis zu. Der Graf Saint-André war mit einem ganzem Gefolge royalistischer Bedenken, an deren Spitze der Abgeordnete Graf Baudry d'Asson schritt, gestürzt, larmte und wie ein Heide schrie, vor Gericht erschienen, und als nun das Urtheil verurtheilt wurde, erhoben sich aus der Gruppe der Legitimisten lachend und für die Richter verlegenden Rufe. Der Präsident forschte sogleich nach den Uebertretern derselben, und es ergab sich auch, daß drei junge Advokaten mit dem Grafen Baudry d'Asson Chorus gemacht hatten. Aufgefordert, ihre ungebührlichen Aeußerungen zurückzuziehen, weigerten die jungen Rechtsgelehrten sich dessen auch dann noch, als ihre Familien herbeigerufen wurden, um ihnen über die Folgen ihrer disciplinirbaren Aufführung Vorlesungen zu machen. Der Gerichtshof trat unverweilt in Betrachtung, und indessen tobte Baudry d'Asson immer fort und schrie, er mache sich nichts aus seiner parlamentarischen Strafschuldigkeit. Hiergegen wurde ihm bemerkt, daß diese überhaupt auf den vorliegenden Fall keine Anwendung finde, da es sich um eine Uebertretung in flagranti handle, und als man ihm nun auch noch an der Hand des Gefechts nachwies, daß er mit 2 bis 3 Jahren Gefängnis bestraft wäre, legte sich sein Feuerwerk wie durch Zauber. Von den drei jungen Advokaten erhielt der eine fünfzehn, der zweite drei Tage, der dritte 24 Stunden Gefängnis. Graf Baudry d'Asson und zehn andere Schreibhelfer kamen mit je 10 Francs Strafe davon.

Adorf (im Voigtlande), 4. Juli. Ein heute früh hierher in das Hofe A. Engel ausgebrochenes Feuer legte 36 Häuser und 12 Scheunen in Asche.

Hamburg, 3. Juli. Das erste allgemeine deutsche Kriegerfest, für welches unsere Stadt und Gemarkungshaus große Vorbereitungen getroffen haben, wurde Sonnabend durch einen Zapfenreich eingeleitet. Sonntag früh um 6 Uhr fand Revue statt. Am 6. Uhr folgte die Gedächtnisfeier beim Kriegerdenkmal mit Reden, Gesang und Befragung. Am 9. Uhr war Feldgottesdienst beim Läger Thor, die Festrede hielt Herr Pastor Beth. Am 12. Uhr marschirte der Festzug von der Gemarkung ab, das Wetter war sehr heiß, das Vorbereitungen dauerte über zwei Stunden. Die Straßen, die der Zug passirte, und auch die übrigen Stadttheile waren großartig geschmückt. Ueberall befanden sich Fahnen, Embleme, Ehrensporen, Guirlanden, durch Laubgebänge verbundene Maßstäbe an beiden Seiten der Straßen, viele Transparenzen und Inschriften. Die Bevölkerung zeigte die wärmste Theilnahme. Hervorragend im Zuge waren: Der Marineverein mit einem Kriegsschiffe, der St. Pauli- u. Hafenverein mit einem vollständig aufgetakelten Handelschiffe, der Zug des ehemaligen Bürgermilitärs, Ranz mit 100 Reitern und Reiterinnen in Gefechtsanzug, der Festwagen Hammonia, die Wacht am Rhein, Siegesgruppen und der Friede.